

Citation style

Trude Maurer über: Luise Hirsch: Vom Shtetl in den Hörsaal. Jüdische Frauen und Kulturtransfer, Minima judaica 9, Berlin: Metropol-Verlag 2010. ISBN: 978-3-940938-74-9, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Neue Folge, Bd. 59 (2011) H. 2, S. 288-290

First published: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, JGO 59 (2011), H. 2

**Jahrbücher für  
Geschichte  
Osteuropas**



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

comment that 'she found St. Petersburg built of wood and would leave it dressed in marble.' Having previously published widely on the laws and economic life of 18th century Russia, the author can marshal much secondary literature and impressive archival research to emphasize those arenas within a multi-faceted portrait of the city. Individual chapters describe its population and social structure, its administration in law and practice, the provisioning of its inhabitants, its commercial links to the Russian hinterland and to the outside world, industrial production within its boundaries, and urban planning and construction. A thoughtful epilogue considers alien Petersburg in the context of Russian thought and imagery. The tone is sober, detailed, and serious, with relatively few human-interest anecdotes.

Given the author's interests, some subjects are understandably slighted. The treatment of Petersburg's role in education is superficial. Likewise, the religious life of the city, its churches and monasteries, is treated as an afterthought, as is most of high culture. Four period urban maps are visually attractive, but the text really requires a schematic plan showing the city's administrative districts, major landmarks, and urban expansion between 1762 and 1796. Munro is familiar with BORIS MIRONOV's major economic writings, but has overlooked his recent work on urban self-government, in particular a 1994 article in the "Slavic Review" which contains a fine diagram of the institutions of local administration (note also the companion piece on provincial and estate governance: Local Government in Russia in the First Half of the Nineteenth Century, in: JGO 42 (1994), pp. 161–202). Without it, or something comparable, Munro's account of dumas, six-man councils, and other municipal institutions will be confusing to many. But to compile a wish-list is to quibble. Professor Munro has contributed an essential chapter to the oft-neglected urban history of modern Russia.

Max J. Okenfuss, *St. Louis*

LUISE HIRSCH: *Vom Shtetl in den Hörsaal. Jüdische Frauen und Kulturtransfer*. Berlin: Metropol-Verlag, 2010. 400 S., Abb. = minima judaica, 9. ISBN: 978-3-940938-74-9.

Dass unter ‚russischen‘ Studenten im Deutschen Reich im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert die Mehrheit Juden waren (die damit dem *numerus clausus* im Zarenreich auswichen), ist seit langem bekannt. Ob die sogenannte ‚Ausländerfrage‘ an deutschen Universitäten, die im Wintersemester 1912/13 zu einem geheimen *numerus clausus* für russische Untertanen an preußischen Universitäten führte, nur ein Euphemismus für die eigentlich gemeinte ‚Judenfrage‘ war, scheint noch nicht endgültig geklärt. Immerhin konnte für einzelne Universitäten die gezielte Bevorzugung von Deutschbalten und Russlanddeutschen, verbunden mit einer Abschreckung von Juden, nachgewiesen werden. Bekannt ist auch der hohe Anteil von Jüdinnen unter den ersten Studentinnen in Deutschland (die noch als Gasthörerinnen, also ohne Immatrikulation, mit Ausnahmegenehmigungen promoviert wurden). Und dass dabei oft Ausländerinnen den deutschen Frauen zuvorkamen, ihnen gewissermaßen den Weg an die Universität bahnten, ist ebenfalls schon häufig festgestellt worden.

Das Verdienst von Luise Hirschs Dissertation besteht darin, zum einen den hohen Anteil von Frauen aus dem Russischen Reich auch unter den Gasthörerinnen und den (in Preußen ab 1908) immatrikulierten Studentinnen nachzuweisen, zum anderen zu erklären, *warum* ausge-rechnet Frauen aus dem als orthodox und wenig akkulturiert geltenden Ostjudentum schon früh studieren und akademische Berufe ergreifen konnten: Sie führten die jüdische Tradition des Lernens und die weit verbreitete Berufstätigkeit der jüdischen Frau weiter (die damit herkömmlich ihrem Mann eine Konzentration auf das religiöse Studium ermöglicht hatte). Trotzdem wäre die Pionierfunktion ohne den russischen Nihilismus mit seiner Vorstellung vom neuen Menschen und der Gleichberechtigung der Geschlechter nicht möglich gewesen: „Erst das zufällige Aufeinandertreffen dieser Faktoren, des russischen Nihilismus und der jüdischen Lernkultur, hat die akademisch gebildete russländisch-jüdische Frau hervorgebracht.“ (S. 84). Die tatsächliche Verbindung erfolgte bei der Lektüre nihilistischer Schriften in jüdischen Lesezirkeln und durch Wiedergabe nihilistischer Positionen zur Frauenfrage in jiddischen Zeitschriften. Bedenkenswert erscheint schließlich

auch Hirschs Überlegung, dass im deutschen Judentum das Studium die Mitgift ersetzte: „Der Tochter ein Studium zu finanzieren, war erheblich günstiger, als einen Akademiker als Schwiegersohn ‚einzukaufen‘.“ (S. 201) Wenig Neues dagegen bietet sie zur eigentlichen Studiensituation, der Karriere der Absolventinnen (die sie, mit einzelnen Ausnahmen, ohnehin nur für *deutsche* Jüdinnen verfolgt) und deren Vertreibung aus Deutschland nach 1933. Hirschs feste und mehrfach wiederholte Überzeugung, dass sich ohne die russisch-jüdischen Studentinnen das Frauenstudium in Deutschland nicht durchgesetzt hätte, weckt jedoch Zweifel:

Denn zum einen stellte für deutsche (christliche wie jüdische) Studentinnen das Stereotyp der (revolutionären) Russin und Jüdin ja gerade ein Hindernis dar, das erst zu überwinden war, wenn man die volle Immatrikulation für Frauen durchsetzen wollte. Zwar erwähnt Hirsch die Abgrenzung dieser Studentinnen von den osteuropäischen Jüdinnen (S. 115, 222f.) und auch die Einschätzung Helene Langes, der Vorkämpferin der Frauenbildung in Deutschland, dass die „schwere Schädigung des Frauenstudiums lediglich durch den Ausschluß der Russinnen“ zu verhindern sei (zitiert S. 222). Doch insgesamt wertet Hirsch das praktische Beispiel der Jüdinnen aus Russland als Grundlage der Argumente *für* das Frauenstudium (S. 172) und als „entscheidenden Beitrag“ zur Öffnung der Universitäten (S. 173).

Zweitens wirkte auf die tatsächliche Öffnung der Universitäten das Studium anderer Ausländerinnen, insbesondere von Amerikanerinnen, hin, die in ihrem Land schon studiert hatten und zur Weiterqualifikation gezielt zu deutschen Gelehrten kamen (die sie schon deshalb annehmen mussten, um ihren amerikanischen Kollegen, deren Referenzen sie mitbrachten, einen Gefallen zu tun). Zwar erwähnt Hirsch die Amerikanerinnen in einer Fußnote (S. 114 A. 79), aber sie misst ihnen aufgrund ihrer kleineren Zahl nur geringe Bedeutung bei.

Drittens schließlich hatten es Ausländerinnen nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern jeweils leichter als einheimische Frauen, weil sie im allgemeinen keine Berufstätigkeit im Studienland anstrebten und damit auch keine Konkurrenz für die einheimischen Männer darstellten. Dieser relativierende

Vergleichspunkt entgeht der Autorin ganz.

Zwar erwähnt auch sie die Verwendung des Stereotyps des Revolutionärs gegen die Studierenden aus dem Russischen Reich, sogar in parlamentarischen Debatten, nicht aber die Aufforderung des preußischen Hochschulreferenten Friedrich Althoff an den Göttinger Mathematiker Felix Klein, mithilfe amerikanischer (!) Studentinnen die Akzeptanz des regulären Frauenstudiums herbeizuführen. Mit der Ausblendung dieser ministeriellen Initiative vernachlässigt Hirsch, ebenso wie mit der völligen Nichtbeachtung der *allerersten* Generation von Gasthörerinnen und Doktorinnen in den sechziger und siebziger Jahren, wichtige qualitative Aspekte. Immerhin gingen mit diesen Promotionen russische Adlige wie Anna Evreinova (Leipzig 1873), Sof'ja Kovalevskaja und Julija Lermontova (beide Göttingen 1874) und später auch eine deutsche Adlige wie Maria Gräfin von Linden (Tübingen 1895) den von Hirsch angeführten Jüdinnen voraus. Übrigens war Kovalevskaja in Stockholm (1884 ao./1889 o. Prof.) auch die erste Professorin Europas (nicht, wie S. 54 behauptet, die weißrussische Jüdin Anna Tumarkina, die erst 1906 in Bern Titularprofessorin wurde).

Diese Verzerrungen und die daraus resultierende Überschätzung der Bedeutung der osteuropäischen Jüdinnen für die Öffnung der deutschen Universitäten ergeben sich zum Teil daraus, dass Hirsch sich für die Grundlage ihrer quantitativen Aussagen auf die Universität Berlin beschränkt (während sie für die Darstellung der Herkunftsmilieus und Studienverhältnisse vor allem die Erinnerungen von Studentinnen anderer Universitäten, insbesondere auch der Zürcher und Berner, auswertet). Des weiteren hätte diese Überschätzung durch eingehendere Beschäftigung mit der Literatur zur deutschen und russischen Universitätsgeschichte vermieden werden könnten. Zwar findet sich vieles davon im Literaturverzeichnis, doch erwecken zahlreiche Ungenauigkeiten, Irrtümer und Fehler im Detail den Eindruck, dass nicht alle Werke wirklich rezipiert wurden. Neben manchen Titeln zu den Studierenden aus dem Russischen Reich in Deutschland vermisst man bei der Judaistin Hirsch auch einschlägige russischsprachige Literatur, vor allem zur Struktur der Studentenschaft des Russischen Reichs und zu den

Frauenhochschulen.

Sofern man diese Einschränkungen bedenkt, ist die – unter gender- und kulturhistorischer Perspektive – gut und klar geschriebene Dissertation durchaus zu empfehlen.

*Trude Maurer, Göttingen*

VITALIJ A. VOROPANOV: Sud i pravosudie v Rossijskoj imperii vo vtoroj polovine XVIII – pervoj polovine XIX vv. Regional'nyj aspekt: Ural' i Zapadnaja Sibir' (opyt sravnitel'no-sopostavitel'nogo analiza). Čeljabinsk: ČI UrAGS, 2008. 606 S., Tab. ISBN: 978-5-8056-0175-1.

Seit der Oktoberrevolution ist das bis dahin so fruchtbare Feld der Rechtsgeschichte nahezu verwaist. Umso größer die Freude, wenn der Bann sich allmählich zu lösen beginnt und eine neue Generation zu alten Fragen findet. Voropanov betrachtet den Verlauf der Justizreformen von Katharina II. bis Alexander II., fügt aber einen sehr willkommenen Aspekt hinzu, und zwar die Beteiligung der nichtrussischen Ethnien im südlichen Ural wie Kalmücken oder Baškiren. Sein Erkenntnisinteresse ließe sich am ehesten mit dem Stichwort der Behördengeschichte umreißen, denn es sind vor allem die Gerichte und deren Zusammensetzung, die er penibel nachzeichnet. So stellt er anhand von Archivalien auch fest, dass die Wahl der Besitzer doch recht mühsam war und der Anteil gewählter Gerichtsangehöriger im Laufe des 19. Jahrhunderts sogar abnahm.

Mitunter aber ergibt sich der Eindruck, dass der Verfasser seiner „Von-oben“-Perspektive doch etwas zu stark verhaftet bleibt, so wenn er auf S. 577 behauptet, die Monarchie habe es verstanden, alle Untertanen zu einer einheitlichen Schicht zusammenzuschließen. Dies widerspricht den Erkenntnissen auch in der Rechtsgeschichte so elementar, dass sich die Frage anschließt, ob Voropanov nicht besser daran getan hätte, die Fixierung auf Gerichte durch das Gewohnheitsrecht zu erweitern. Dinge, die in den letzten Jahren sehr von sich reden machten wie Korruption, Amtsmissbrauch oder Nepotismus interessieren den Verfasser eher am Rande. Dies ist sehr bedauerlich, weil Gerechtigkeit ja immer nur ein Ziel ist, dem ein Gericht manchmal näher kommt und manchmal

nicht. Diesen Prozess der Annäherung hätte man daher auch etwas schärfer abbilden können. Vielleicht ist diese Erwartung für einen Neuanfang aber schon etwas überzogen. Alles in allem bleibt daher ein sehr positiver Eindruck.

*Christoph Schmidt, Köln*

Piscovye knigi Novgorodskoj zemli. Tom 6: Piscovye knigi Šelonskoj pjatiny XVI veka. So-stavitel' Konstantin V. Baranov. Moskva: Izdat. Pamjatniki istoričeskoj mysli, 2009. XVIII, 381 S. ISBN: 978-5-88451-247-4.

Die *piscovye knigi* mit ihren Informationen über Siedlungsverhältnisse, Einkünfte und Abgaben gehören zu den wichtigsten Quellen für die Sozialgeschichte und die historische Geographie des Moskauer Reiches jenseits der weltlichen und geistlichen Zentren des Landes. Von ihren Informationen her kann man sie mit westlichen Urbarien vergleichen. Doch während die Erstellung der Urbarien in der Regel Sache des Grundherrn war und in dessen Interesse erfolgte, geht die Anlage der *piscovye knigi* auf die Initiative der großfürstlichen bzw. zarischen Verwaltung zurück. Unter diesem Aspekt bilden die *piscovye knigi*, am besten als „Bestandsbücher“ zu bezeichnen, Vorläufer der mit der Anlage von Karten verbundenen Landesaufnahmen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Für das Novgoroder Territorium wurden die ersten *piscovye knigi* am Ende des 15. Jahrhunderts, bald nach dem Anschluss an das Moskauer Reich 1478 und den darauf folgenden Umsiedlungen, angelegt; sie dienten geradezu der herrschaftlichen Vereinnahmung auch mittels des geschriebenen Wortes. Doch auch in den folgenden Jahrzehnten erfolgten immer neue Verzeichnungen. Ein Teil der Bestandsbücher für die *Šelonskaja pjatina*, das „Fünftel“ im Südwesten von Novgorod, wurde schon im 19. Jahrhundert ediert. Der jetzt von Konstantin V. Baranov, Mitarbeiter im RGADA in Moskau, herausgegebene Band bietet alle damals nicht publizierten und teilweise auch nicht bekannten Beschreibungen zu dieser *pjatina*. In der Einleitung gibt Baranov einen Überblick über den Ablauf der einzelnen Verzeichnungen, soweit dieser rekonstruierbar ist. Nach Aufzählung der bereits edierten Aufnahmen stellt er die